

Literatur des Auslandes.

N^o 71.

Berlin, Mittwoch den 13. Juni

1838.

F r a n k r e i c h.

Chateaubriand's Kongreß von Verona *).

Herr von Chateaubriand giebt in dem vorliegenden Werke die Geschichte seiner politischen Thätigkeit als auswärtiger Minister Ludwig's XVIII. in den Jahren 1822—1824, mit Einschluß dessen, was er bereits vorher als Französischer Gesandter auf dem Kongreß von Verona gewirkt hatte. Dasselbe soll zwar nur ein Vorläufer seiner Memoiren seyn, die nach seinem Tode herauskommen und Thatsachen und Personen der Gegenwart dann mit völliger Offenheit berühren werden; allein auch die jetzige Skizze ist von hohem Interesse für die Zeitgeschichte. Der Verfasser selbst legt seinem Buche besonders den Werth bei, mehrere verkannte historische Thatsachen zu berichtigen; so sehen es, sagt er, vor Allem drei Wahrheiten, an welche man glauben lernen müsse: daß der Kongreß von Verona niemals den Spanischen Restaurations-Krieg von 1823 gewollt, daß dieser Krieg eine vom Interesse Frankreichs gebotene Unternehmung, daß endlich die Ordonnanz von Andujar ein politischer Fehltriff gewesen sey. Man sieht, daß zwei dieser neuen Aufschlüsse auf unsicheren Füßen stehen: ob eine Maßregel vom Interesse Frankreichs geboten, ob eine andere ein Fehltriff gewesen sey — das scheint beides mehr in das Gebiet des Urtheils als des Faktums zu gehören und nach dem Standpunkte jenes Urtheils sehr verschiedener Beantwortungen fähig zu seyn. Und was den Kongreß von Verona betrifft, so bleibt Herrn v. Chateaubriand's Behauptung doch nur immer in äußerst beschränktem Umfang dahin zu verstehen, daß bei einigen Mächten, auch außer England, allerdings Bedenken gegen die Französische Unternehmung gegen Spanien vorwalteten. Es begegnet sogar Herrn v. Chateaubriand seltsamer Weise, im Verlauf seiner politischen Geständnisse diese Bedenken gewissermaßen selbst zu rechtfertigen. Allein wir sind nicht gesonnen, das hohe Interesse verleugnen zu wollen, welches das Buch des berühmten Autors uns eingestößt hat. Vom Standpunkte des Historikers aus, der den Schmerz über veröffentlichte Geheimnisse der Diplomatie nicht zu theilen vermag, möchte nämlich Herrn v. Chateaubriand's Schrift leicht als das Lesenswertheste erscheinen, was in den letzten Jahren über die politische Geschichte der neuesten Zeit geschrieben ist. Besonders ist dies in Rücksicht des historischen Materials der Fall, welches sowohl an Umfang als an Bedeutung den eigentlichen Text bei weitem überwiegt. Es kann sich ein Historiker schon glücklich preisen, wenn er durch offizielle Dokumente, Traktate, Noten, Instructionen, Depeschen u. s. w. die sicheren Hauptpunkte für das Gebäude der politischen Geschichte gewinnt. Allein Vieles bleibt doch hierin unverständlich und unverstanden, weil es nur durch Umstände des Augenblicks erklärt werden kann, die eben nur Wenigen bekannt geworden sind. Will man den innersten Gedanken der Handlungen kennen, so wird man sich weniger an die Dokumente der offiziellen Korrespondenz und mehr an die vertraulichen Geschäfts-Briefe halten, welche die Staatsmänner, wo es Noth thut, unter sich zu wechseln pflegen, die jedoch nur in sehr seltenen Fällen zur öffentlichen Kenntniß kommen und hierzu gewiß dann noch viel seltener bestimmt sind, wenn dieselben, wie hier, noch der Gegenwart so nahe angehören. Diese Quellen sind an sich gewiß vortrefflich; ob man aber so indiscret seyn darf, dem Beispiele des Herrn v. Chateaubriand noch recht viele Nachfolger zu wünschen, darüber wollen wir uns jedes Ausspruches enthalten. Es findet sich hier der äußerst interessante Briefwechsel, den der Autor vor dem Beginn des Spanischen Feldzuges mit seinem Freunde Canning, damals gleichfalls Minister des Auswärtigen, geführt hat. Man erinnert sich, daß England damals den Spanischen Krieg um jeden Preis zu verhindern trachtete. Canning's Briefe sind Englisch — er schrieb das Französische nicht sehr geläufig — und tragen das Gepräge jenes ungeschmückten Gehenslassens, jener derben, kraftvollen Argumentation, welche Englische Staatsmänner aus der Ungebundenheit des Parlaments gern in ihren Geschäfts-Stil hinüber zu nehmen pflegen. Wir leugnen nicht, daß Herrn v. Chateaubriand's Antworten, welche den Spanischen Krieg in eine question toute française zu verwandeln

streben, nachdem man indessen zu Verona sich wohlbedächtig des Bestandes von ganz Europa versichert hatte, gegen Canning's Stil, insoweit die Eigenthümlichkeiten der Französischen und Englischen Sprache eine Parallele in dieser Beziehung überhaupt zulassen, in Schatten treten. Aus dem Spanischen Kriege selbst folgt alsdann eine sehr reichhaltige vertrauliche Korrespondenz zwischen Herrn v. Chateaubriand und dem Grafen Guilleminot, Chef des Generalstabes des Herzogs von Angouleme; ferner mit den Gesandten zu Wien, London, Berlin und Petersburg; späterhin, nach Ferdinand's VII. Restauration, auch mit dem Französischen Gesandten zu Madrid. Kabinetts-Schreiben der Europäischen Souveraine, desgleichen Briefe ihrer Minister, sind mit eingeschickt, freilich von weniger allgemeiner als persönlicher Beziehung für den Autor. Man sieht, an Interesse kann es dem Buche nicht fehlen, auch wenn es nicht Chateaubriand zum Verfasser und dessen viel bewunderte Kraft der Darstellung zum Träger hätte. Allein wir bekennen, daß uns diese Darstellung nicht überall befriedigt hat, gerade da am wenigsten, wo sie am meisten gefallen soll. Chateaubriand ist kein Historiker nach unserem Sinn; er ist Redner und Romantiker: er hat nicht die Kunst der Wahrheit, sondern der Dichtung. Diese schwere, aber schöne Kunst der Wahrheit, die nichts hineinträgt in die Begebenheiten, sondern von ihnen empfängt, welche die Dinge bald einzeln, bald in Massen geordnet auftreten und von sich selber zeugen läßt, die das Faktum, statt es auszupuzen, einfach und lebendig mit raschem Zuge zeichnet und dann vorübergeht — diese Kunst der Geschichte besitzt er nicht. Geistreich, frei und liebenswürdig überall in seiner Korrespondenz, überall, wo das Leben selbst ihn nöthigt, zu reden und zu schreiben, wird er alsbald selbstbewußt, schwülstig und unnatürlich, wo er Geschichte schreiben will. Seine Geschichte ist kein Drama, es sind lebende Bilder: Musik ertönt, ein blendender Lichtglanz fällt auf die schönen Gestalten, aber sie reden nicht.

Wir greifen ein Beispiel aus der historischen Einleitung über die letzten Jahrzehende Spaniens heraus, die das Buch eröffnet. Es ist der Augenblick, wo König Ferdinand VII., unmuthig über die Schmach des revolutionnären Zwanges, sich in die Einsamkeit des Escorial zurückgezogen hatte und einen Augenblick an die Contre-Revolution aus eigenen Mitteln dachte.

„Das Escorial“, sagt Herr von Chateaubriand, „ist ein ernstes Denkmal, eine weite Kaserne von Mönchen, von Philipp in Form eines Marter-Kostes und zum Andenken eines unserer Unfälle erbaut; es erhebt sich auf einem festen Moorboden zwischen schwarzen Hügeln; es enthält gefüllte oder zu füllende Königs-Gräber, eine Bibliothek ohne Leser, Raphael's Meisterwerke mordernd in einer öden Sakristei; seine 1100 Fenster, zu drei Vierteln zerbrochen, öffnen sich auf die stummen Räume des Himmels und der Erde. Zweihundert Mönche und der Hof brachten ehemals dort Welt und Einsamkeit zusammen. Neben dem mächtigen Bauwerk, das einer in die Wüste vertriebenen Inquisition gleich sieht, ist ein Park, mit Gießer verwachsen, und ein verlassenenes Dorf: das Versailles der Wüste hatte nur Bewohner beim flüchtigen Verweilen der Könige; wir haben auf seiner durchlöchernten Bedachung die Haide-Drossel sitzen sehen. — Ferdinand verschanzte sich in diese Zuflucht der Hieronymiten, um von dort aus einen Ausfall auf die Gesellschaft zu versuchen; aber verborgen in diesem heiligen düsteren Bau, hatte er nicht die Höhe, die Miene, die Strenge, die schweigsame Erfahrung, den unbefiegbaren Glauben dieser ersten Pfeiler, dieser geweihten Pilaster: steinerne Einsiedler, die die Religion auf ihren Hauptern trugen. Er, der auferstandene Todte, in seinem Sarge sitzend, konnte seine Arme von Staub nicht der Zukunft entgegenstemmen. Die ohnmächtige Camarilla, die ihn umgab, war ihm nutzlos; die Zeit war am Fuß der alten Institution angekommen; die Eunuchen des Honorius umgaben ihn mit ihrem Nichts, während Alarich unter Ravenna's Mauern lagerte. Anstatt eine jener tragischen Maßregeln zu ergreifen, welche plötzlich einen ungewöhnlichen Charakter enthält, gab Ferdinand, der Mann alten Verlangens und neuer Sitte, dem General Carvajal Befehl, den Gaspard Vigodet, Militair-Kommandanten der Provinz Madrid, zu ersetzen; Marius, an den Thoren Roms angekommen, träumte keine Absezungen. Dies einfältige Hülfsmittel, im Escorial für heroisch gehalten, verschlimmert das Uebel: die permanente Deputation fängt Feuer, die Clubs eröffnen sich

*) Congreß de Verone — Guerre d'Espagne — Négociations — Colonies Espagnoles — par Mr. de Chateaubriand. Leipzig chez Brockhaus & Avenarius, 1838.

aufs neue, man spricht von Absetzung, man befiehlt dem König, nach Madrid zurückzukehren. Er gehorcht: er entläßt seinen Oberhofmeister Graf Miranda, entfernt seinen Beichtvater Don Victor Saez. Saez war fähig; allein er hatte am Sitter des Beichtstuhls gestöhnt, vergessend, daß das Forum heute der Beichtstuhl der Nationen ist. Don Victor hatte ferner das Unglück, für die Wiederherstellung des Glaubens durch die Mittel zu arbeiten, welche denselben groß gezogen hatten. Er verwechselte die Thebaiden; er nahm diese, worüber die Religion schon hinweggegangen, für jene, wo sie noch nicht angekommen war; die erste ist eine entweihete Einsamkeit, unfruchtbar, dem Thau undurchdringlich geworden: die Pflanze welkt auf ihrer Oberfläche, das Saamenkorn erstirbt in ihrem Busen; die zweite ist eine jungfräuliche und fruchtbare Einsamkeit, wo Sand und Vögel die Blume und das Brod des Himmels tragen. Die Wüste nach dem Glauben ist nicht die Wüste vor dem Glauben."

Wie wenig entspricht doch diese geistreiche, aber gespreizte Darstellung den Forderungen, welche wir an den historischen Stil zu stellen pflegen; wozu dies Anhäufen von Bildern, diese müßigen Anspielungen, welche nicht dazu dienen, die historischen Thatachen verschiedener Zeiten ihrem wahren, inneren Zusammenhang nach lebendig zu verknüpfen?

Allein wir müssen Herrn von Chateaubriand als Romantiker sein Recht widerfahren lassen; sein ganzes Talent tritt auf den Schauplatz, so wie geschichtliche Momente einfallen, die die Behandlung des Romans ertragen. So hat uns die Stelle lebhaft ergriffen, wo der Autor auf einem Spaziergange vor den Thoren Gents dem Kanonendonner von Waterloo zuhört, eine Scene, die lebhaft an den Anfang des zweiten Theils von Shakespeares Heinrich IV. erinnert und außerdem ein merkwürdiges Selbstgeständniß enthält. Wir geben sie so treu als möglich wieder:)

"Ich war", erzählt Herr von Chateaubriand, "während der Hundert Tage bei dem Könige in Gent; am 18. Juni 1813 gegen Mittag ging ich zum Brüsseler Thore hinaus und wandelte allein längs der großen Straße. Ich hatte die Commentarien des Caesar zu mir gesteckt und ging langsam, im Lesen vertieft. Schon war ich mehr als eine Stunde von der Stadt, als ich ein dumpfes Rollen zu hören glaubte. Ich hielt an und betrachtete den bewölkten Himmel, ungewiß, ob ich weiter vorgehen oder aus Besorgniß eines Gewitters nach Gent zurückkehren sollte. Ich hörte: nichts war mehr hörbar; ich vernahm nur den Schrei eines Wasserhuhns im Schilf und den Schlag einer Dorfuhre, und ging weiter. Nicht dreißig Schritte war ich gekommen, und das Rollen begann aufs neue; bald kürzer, bald länger, in ungleichen Zwischenräumen; bisweilen nur merkbar durch ein Beben der Luft, was über die endlose Ebene hin sich der Erde mittheilte — so fern war es. Diese Schläge, nicht so umfassend, nicht so schwingend und weniger zusammenhängend als der Donner, erregten in mir den Gedanken einer Schlacht. Ich stand vor einer Pappel an der Ecke eines Hopfenfeldes; ich überschritt die Straße und lehnte mich aufrecht an den Stamm des Baumes, das Gesicht nach Brüssel zu. Ein Südwind war aufgestanden und trug mir deutlicher das Krachen des Geschüßes herüber. Diese große, noch namenlose Schlacht, deren Donner ich am Fuß des Pappelbaums hörte und zu der die Dorfuhre eben das unbekannte Grabgcläut geschlagen, war die Schlacht von Waterloo!"

"Ein schweigender und einsamer Zuhörer des furchtbaren Schicksalspruches, wäre ich selbst mitten im Handgemenge wohl weniger erbebt, als jetzt: die Gefahr, das Feuer, das Gerummel des Todes hätte zum Nachdenken keine Zeit gelassen. Allein einsam unter einem Baume, auf dem Felde von Gent, wie der Schäfer jener Heerden, die um mich weideten, erdrückte mich die Wucht der Gedanken. Welcher Kampf war das? war er entscheidend? war Napoleon selbst zugegen? Ward hier um die Welt — wie einst um Christi Kleid — das Loos geworfen? Siegte oder unterlag das eine oder das andere Heer, was mochte alsdann die Folge seyn für die Völker: Freiheit oder Knechtschaft? Doch wessen Blut floß? War nicht jeder Schlag in unserm Ohr der Todesseufzer eines Franzosen? War es ein neues Crécy, ein neues Poitiers, ein neues Agincourt, dessen sich Frankreichs unverzöhnlichste Feinde erfreuen sollten? Wenn sie siegten, war nicht unser Ruhm dahin? Siegte Napoleon, was wurde aus unserer Freiheit? Und wenn auch ein Erfolg Napoleon's mich in ewige Verbannung trieb, dennoch überwieg in diesem Augenblick in meinem Herzen das Vaterland: meine Wünsche waren für Frankreichs Unterdrücker, wenn er, unsere Ehre rettend, uns der fremden Herrschaft entreißen sollte."

"Triumphirte Wellington? und die Legitimität sollte also hinter jenen rothen Uniformen, die eben in französischem Blute ihren Purpur neu gefärbt, in Paris ihren Einzug halten? und das Königthum sollte also zu Krönungs-Wagen die Feldscheer-Karren mit unseren verstümmelten Grenadieren haben? Was wurde aus einer Restauration, geboren unter solchen Auspizien? — Das war nur ein sehr kleiner Theil der Gedanken, die mich quälten. Jeder Kanonenschuß erschütterte mein Herz mit doppelten Schlägen. Wenig Stunden von einer gewaltigen Katastrophe, sah ich sie doch nicht; ich konnte nicht das mächtige Todtenmal berühren, was zu Waterloo von Minute zu Minute höher wuchs: so hatte ich einst vom Ufer bei Bulack am Rand des Nils vergeblich die Hände nach den Pyramiden ausgestreckt."

¹⁾ Vgl. Nr. 36 des „Magazins“, wo wir dieser Stelle ebenfalls schon gedacht.

„Kein Reisender erschien; einige Weiber in den Feldern, welche friedlich die Gemüsesurden säeten, schienen den Donner nicht zu hören, welchem ich zuhörte. Plötzlich kam ein Courier; ich verließ den Baum und stellte mich mitten auf die Straße; der Courier hält an, ich befrage ihn; er gehörte dem Herzog von Berry und kam von Alost. Bonaparte (sagte er) ist gestern (17. Juni) in Brüssel eingezogen, nach einem heftigen Kampfe. Die Schlacht sollte heute aufs neue beginnen; man hält die Niedertage der Allirten für gewiß, und der Befehl zum Rückzug ist gegeben. Der Courier fuhr weiter. Ich folgte ihm eilends. Der Wagen eines Kaufmanns überholte mich, der mit seiner Familie floh; er bestätigte den Bericht des Couriers."

„Der 19. Juni brachte uns die Wahrheit.“ — Niemand wird den Werth dieser schönen und dichterischen Sprache verkennen können. Aber wie seltsam, daß der Flüchtling von Gent in jenem ersten Augenblick den Wunsch für Napoleons Sieg im Herzen trägt! Er weiß, daß dies Ereigniß seinem König die Krone, Europa die Ruhe, Frankreich den Frieden und die Freiheit, ihm selbst die Heimath kosten wird; aber er ist ganz Franzose, er denkt an nichts, als an die Waffen seines Volks. Wir halten dem augenblicklichen Eindruck diese Aufwallung des starken, wenn auch abirrenden National-Gefühls zu Gute; doch wir begegnen im Verlaufe des Buches derselben Denkungsweise auf einem Gebiete wieder, wo wir strenger seyn müssen.

Es ist nämlich einer der Grundgedanken des Ganzen, ja nach Herrn von Chateaubriand's Geständniß wäre es eine der leitenden Ideen seines politischen Lebens gewesen, die Wiener Traktate über den Haufen zu werfen und für Frankreich die Rhein-Gränze wieder zu erringen! Nun gehört in der That die Phantasie eines Dichters zu diesem romanhaften Plan. Wir verstehen es vollkommen, wenn ein Militair des Kaiserreiches seine alten Erinnerungen nicht vergessen kann; bei einem Staatsmann, wie Herr von Chateaubriand, verstehen wir es nicht. Er ist ja keiner von den niedrigen Politikern, die an einige Fußbreit Landes mehr das Heil und die Größe der Staaten knüpfen, deren Seele in den Quadratmeilen wohnt, wie beim Geizigen im Beutel; als Beobachter der Gegenwart mußte er ja wissen, daß die Staatskunst unserer Tage nicht auf Reunionskriege gerichtet ist und, wenn Eroberungen an der Zeit sind, nur diejenigen gemeint seyn können, welche ein Volk innerhalb seiner vier Wände machen kann. Sollte ein Mann, wie Chateaubriand, nicht einsehen, daß ein Fortschritt im sittlichen und intellektuellen Leben eines Volkes eine größere Eroberung ist, als ein Paar Provinzen, ja daß dieselbe materielle Macht, die ein Krieg vielleicht erschaffen könnte, mit Gewisheit erreicht wird, wenn es gelingt, einen Staat durch Befestigung seines socialen und politischen Zustandes, durch Vermehrung seiner Bevölkerung auf der Basis großer und vernünftig verwendeter Kapitale, zu einer höheren Stufe seiner Existenz zu erheben? Was ist's für ein Unterschied, ob uns das Glück des Krieges eine Million Unterthanen mehr bringt, oder das Glück des Friedens? doch wohl nur der, daß das erste trügerisch, ungerecht und theuer erkaufte, das letzte sicher, segensreich und ferneren Wachsthum's Bürge ist. Jenes Wort: es könne ein einziger Kanonenschuß Europa in Flammen setzen, hat sich zwar als falsche Phrase bewährt; wir haben deren Tausende seitdem an allen Enden Europa's gehört, weil einzelne schwebende Fragen gar wohl ohne allgemeinen Krieg durch das Loos der Waffen entschieden werden können. Allein mit viel größerem Recht läßt sich behaupten, daß die Besitzergreifung eines einzigen Dorfes Europa erschüttern müßte, weil dadurch der Rechtsgrund der gesammten Politik und das wechselseitige Vertrauen aller Völker vernichtet würde.

Es sey ein Irrthum, meint Herr v. Chateaubriand, wenn man glaube, der Zug Frankreichs gegen die Spanische Cortes-Regierung wäre zur Befreiung Ferdinand's VII. von dem Kongresse von Verona veranlaßt; vielmehr sey er ausschließlich im Interesse Frankreichs unternommen worden, um die Herrschaft der Bourbonen im Innern Frankreichs zu befestigen, Spanien eng an Frankreich anzuketten, endlich aber in letzter Instanz, um das französische Reich bis an die Rhein-Gränze wieder auszu dehnen; er selbst, Chateaubriand, sey nur in diesem Sinne des Krieges Urheber gewesen. Es ist allerdings wahr, daß Frankreich damals die Revolution zugleich im eigenen Hause bekämpfte, indem es sie in Cadix zu Boden warf, und daß man die Armee durch einen glücklichen Feldzug sich neu verband; es ist wahr, daß die Mächte des Kongresses von Verona Frankreich allein handeln ließen, und das aus guten Gründen; dennoch aber sagten sie demselben, und zwar auf ausdrückliches Begehren der französischen Gesandten, jede moralische Unterstützung, zum Theil auch materiellen Beistand zu. Man darf es mit Recht einen kindischen Gedanken nennen, das blutige Lorbeerreis Napoleon's in den Friedens-Boden der Restauration verpflanzen und Ludwig XVIII. bewegen zu wollen, aus dem Steigbügel zu regieren; auch scheint Ludwig XVIII. in der That wenig Geschmack an dieser Zunftung gefunden zu haben. Als einst Herr v. Chateaubriand seinem Souverain eine Depesche über die Erfolge der französischen Waffen in Spanien brachte, wagte er es, unter dem Schutze eines literarischen Gespräches, welches den gelehrten Monarchen in gute Laune versetzt hatte, ein Wort von der Rhein-Gränze fallen zu lassen; ein leichtes Drohen mit dem Finger war die ganze Antwort. Auch ist zwischen der heimlichen arriere-pensée eines Ministers und dem beschlossenen Plane seines Gouvernements fürwahr noch eine weite Kluft; so weit, daß wir meinen, es hätte Herr v. Chateaubriand das Geheimniß seiner Hoffnungen

gen getroffen dem gesammten Kongresse zu Verona mittheilen können; und dennoch würden die Mächte die Französische Armee ruhig über die Bidassoa haben gehen lassen. Zu fern lagen sich die beiden Enden dieser Hoffnung, und keine Brücke führte von Madrid nach Köln. Auch bewies die Berechnung sich als falsch. Herr v. Chateaubriand hatte nach dem Siege der Legitimität in Spanien die Umwandlung der Verhältnisse im eigenen Lande nicht in Anschlag gebracht. Man kennt die Geschichte des Billeleschen Ministeriums; es hatte seinen Sieg besser in Spanien zu erringen, als in Frankreich zu gebrauchen verstanden. Und wenn bisweilen die Begebenheiten ein doppeltes Angesicht haben, so ließ sich nicht verkennen, daß auch in dem Pilger nach Jerusalem und dem Autor der Monarchie selon la Charte ein zweifaches war. Kurz nach der Restauration Ferdinand's VII. fiel Chateaubriand — mehr verabschiedet als entlassen.

Jener geheime Lieblingsgedanke Chateaubriand's wegen der Rhein-Gränze enthielt eine innere Verfälschung gegen Europa sowohl, als gegen Preußen insbesondere. Es mußte dadurch Chateaubriand's eigene Stellung — vor dem inneren Richterstuhl wenigstens — vielfach eine schiefe werden. Denn wäre die Sprache seines politischen Gewissens eben so laut als die seines falschen Nationalgefühls gewesen, wie oft hätte nicht Herr v. Chateaubriand im einsamen Kabinet über die Depeschen erröthen müssen, die er aus den fremden Hauptstädten erhielt. So z. B. schreibt ihm Herr v. Rayneval, damals Gesandter in Berlin, unterm 20. August 1823, als Cadix noch nicht gefallen war, Folgendes:

„Graf Bernstorff, welcher mir gestern von den Depeschen erzählte, die er so eben (aus Spanien) erhalten, sagte mir, daß Alles vortreflich ginge und ihm die mitgetheilten Details die allergrößte Hoffnung gäben. Unsere Unterhaltung wandte sich dann auf die Resultate der Spanischen Expedition, eben so lebhaft geführt wie bisher und so glücklich beendet, wie wir es vorhersehen; er zählte unter diejenigen Folgen, worüber nicht wir allein uns Glück wünschen könnten, „die politische Auferstehung Frankreichs“, dies war der Ausdruck, den er brauchte. Er fügte hinzu, daß Frankreich es vor Allen Ihnen, Herr Vicomte, der Energie Ihrer Rathschläge verdanke, sich unter den Mächten wieder zu dem Range erhoben zu sehen, den es einzunehmen die Bestimmung habe.“

Graf Bernstorff sprach dies edle Wort kaum sieben Jahre nach dem letzten Frieden, im Sinn einer großen politischen Ansicht. Nicht niederhalten und verkümmern wollte er dem einst bekämpften Nachbarstaat seine Entwicklung, sondern glaubte sich seines neuen Aufschwungs freuen zu müssen; dennoch konnte Herr v. Chateaubriand im Angesichte dieser Worte auf die Rhein-Gränze spekuliren! —

Es giebt in dem interessanten Buche noch manchen Punkt, den wir berühren möchten, wäre nicht Zeit und Raum zu eng. Einige Worte über den Eindruck des Ganzen mögen für diesmal den Beschluß machen.

Herr v. Chateaubriand ist, wie es uns scheint, kein wahrer praktischer Staatsmann: er ist ein Dilettant in diesem Fache; ja, er würde es bleiben, auch wenn er 20 Jahr Minister wäre. Nicht im Kabinet ist seine Heimath; die Kustkammer der Politik, die alten und neuen Waffen der Diplomatie, gehören nicht für ihn: er handhabt sie alle, aber mehr glänzend als geschickt, mehr geschickt als schlagend. Wir wollen nicht sagen, daß diese Dilettantenstellung bloß Nachtheile hätte: oft ist in dieser Stellung der Blick unbefangener, der Gedanke freier. Ein so reich begabter Geist, wie Chateaubriand, wird nie der Gewöhnlichkeit anheimfallen. Aber man ist nicht allein Staatsmann mit dem Kopf, auch nicht mit dem Herzen allein: sondern vor allen Dingen mit dem Charakter. In dem vorliegenden Buche zeigt sich meistens in politischen Dingen ein menschlicher, vernünftiger Sinn, aber auch politischer Charakter? Es hat für Chateaubriand etwas Pikantes, zugleich Billele's und Carrel's Freund zu seyn. Als Minister Ludwig's XVIII. war seine Stellung schwer; aber wäre er auch im Besitze des vollen Vertrauens seines Monarchen gewesen, hätte er auch alle Zügel der Politik in seiner Hand gehabt, sollen wir glauben, er würde alsdann den klaren, nüchternen Blick der Wahrheit, die nervige, unermüdete Hand, die feste Spannung der inneren Kräfte befehlen haben, die dem großen politischen Steuermann unentbehrlich sind? Hätte er wohl nicht nur das Talent der Idee und Rede, sondern auch zugleich jene noch seltenerere Gesundheit und Stetigkeit des politischen Gedankens gehabt und die schwere Kunst verstanden, nicht allein sein Wort, sondern auch sein ganzes Wesen zum dienenden Werkzeug dieses Gedankens zu machen? Wäre er wohl — nach dem Ausdruck des eben verstorbenen Restors der Diplomatie — des Tages 24 Stunden lang Minister gewesen? Es sey uns erlaubt, daran zu zweifeln.

S ü d - A m e r i k a .

Scarlett's Reisen in Süd-Amerika.

(Schluß.)

Lima. Ganz Peru befindet sich durch den Bürgerkrieg in unbeschreiblicher Noth und Zerrüttung. Alle Straßen um Lima sind von Räuberbanden belagert; die Diligencen werden angehalten, die Reisenden geplündert. Die Straßenräuber sind wohlberitten und bewaffnet; sie nennen sich Monteneros; übrigens geschieht Alles, was sie thun, im Namen und im Auftrage der rechtmäßigen Regierung und zur Bückigung der Rebellen. Der Bürgerkrieg

giebt einen anständigen Namen für das Banditen-Handwerk her; sie stehlen nicht, sie plündern nicht, — Gott bewahre; sie treiben bloß Contributionen ein. Wenn Callao, der Hafen von Lima, in feindliche Gewalt geräth, — was gar kein seltener Fall ist, — so muß der kleine Hafenort Chorillos einstweilen dessen Stelle vertreten. Dieser früher fast unbewohnte Flecken ist dadurch in der jüngsten Zeit sehr lebhaft geworden und wird nebenbei als Vergnügungs- und Badeort häufig besucht. „Die Häuser sind auch hier ganz niedrig, von Rohr und Lehm gebaut; allein die Wände findet man durchgängig, von außen und innen, sauber überstrichen und geweißt. Manche Wohnungen haben eine rechte nette, gefällige Einrichtung. Den Zimmerboden findet man in der Regel mit Binzenmatten belegt, die allständig mit Wasser besprengt werden, um das Zimmer kühl zu halten.“ — „Unser Frühstück war auf einem freien Plage vor dem Hause angerichtet, von wo man eine Aussicht über die See hat. Das Erste, was mir beim Hinaustreten in die Augen fiel, war eine große Hängematte von Binzen, worin ein Herr mit einem kleinen Knaben sich wiegte. Sie hing an Schnuren von dem vorspringenden Dache herab; der Mann lag auf dem Rücken und streckte das eine Bein heraus, womit er von Zeit zu Zeit gegen den Boden stieß, um die Schwingung zu erhalten. Diese Gewohnheit, sich in Hängematten zu wiegen, ist hier unter allen Ständen verbreitet; ursprünglich ist sie bei den Indianern zu Hause. Die besten Matten kommen von Guayaquil. Sie vertreten die Stelle unserer Sopha's und Ottomanen; zuweilen sind ihrer drei oder vier in einem Zimmer. Ich sah, noch ehe wir uns zum Frühstück setzten, ein recht augenfälliges Beispiel von der Spielsucht der Limaner. In einem Winkel abseits wurde ein Tisch aufgeschlagen, Würfel klapperten, — im Ra waren alle Gäste darum versammelt, und in der kurzen Zeit, bis man sich zu Tische setzte, waren etliche fünfzig Dublonen gewonnen und verspielt. Der Duft aus den Schüsseln, die dampfend aufgetragen wurden, mahnte die Herren an die Bedürfnisse ihres Magens; nach Tische aber sungen sie wieder an zu würfeln. Es ist dies übrigens nicht das einzige Laster, um dessen willen die Limaner berüchtigt sind.“ — Fast drollig ist Scarlett's Beschreibung von der panischen Angst zu lesen, worin man zu Lima vor den Räuberbanden lebt. Es geht daraus die klägliche Schwäche und Nichtigkeit der neu eingesetzten Regierung hervor, — oder man sieht vielmehr, daß es an aller Regierung fehlt. „Alle Communication mit der Umgegend ist durch die Banden abgeschnitten. Es ist eine Angst, eine Unruhe, ein Lamentiren in der ganzen Stadt, daß der Fremde sich tausend Meilen davon wünschen möchte. Es ist mit den Leuten nicht umzugehen, kein ruhig Wort zu sprechen; sie haben alle den Kopf verloren. Die meisten Läden sind, aus Besorgniß vor Plünderung, geschlossen. Auf einmal kommt ein Gerücht, Gott weiß von wem und woher: der Feind sey in die Vorstädte eingebrochen. Da beginnt ein tumultuarisches Laufen, Flüchten, Retten; die Buden werden eingerissen, alle Waaren über Hals und Kopf bei Seite geschafft, die Thüren verrammelt. Die Regierung bleibt indeß nicht müßig; ich sehe ein halbes Duzend Lanzenreiter, Indianer und Mulatten; in schmutzigen weißen Poncho's, mit großem Geräusch durch die Straßen sprengen; sie reiten gewiß überall hin, wo kein Feind zu treffen ist. Die Post zwischen Lima und Callao ist mehrere Wochen hinter einander rein ausgeplündert worden. Die Regierung hat, um Salaberry's Leute berufen zu machen, zu Lima alle Pferde requirirt, die nur zu finden waren. So ist das arme Volk gleich übel daran, mag es dieser, mag es jener Partei in die Hände fallen. Was ihm die Räuber übrig gelassen haben, muß die eigene Regierung ihm wegnehmen, um sich die Räuber mit genauer Noth vom Leibe zu halten.“

Panama. Die Stadt ist berüchtigt wegen ihres übermäßig heißen Klima's. Auch Scarlett klagt ungemein über die Hitze, die ihm unmöglich gemacht habe, etwas vorzunehmen, ja nur etwas ordentlich zu betrachten. Seiner Versicherung nach hat Panama schönere und stattlichere Gebäude, als er bisher in irgend einer Stadt Süd-Amerika's gesehen. Aber die Stadt verfällt zu sehens; sie scheint, gleich den Menschen, unter diesem glühenden Himmel, in dieser schwülen Atmosphäre langsam dahin zu schwachen. Die Bevölkerung ist gegen sonst auf die Hälfte gesunken; in den Straßen sieht man hohes Gras und Schlingpflanzen wuchern; die Mauern und Festungswerke stürzen ein und selbst die Klöster werden zu Ruinen. Panama hat wohl einst schöne Tage gesehen; sie werden schwerlich wiederkehren. Die Hitze macht, daß den ganzen Tag über nichts gethan wird. Erst mit Einbruch der Nacht geht das geschäftige Leben an: der Kaufmann öffnet seinen Laden, der Mönch kriecht aus seiner Zelle, der Kavaliere und die Donna fliegen wie Abendvögel zur Promenade aus. „Des Tages sind alle Fenster gegen die brennende Hitze geschlossen; Alles hält sich zu Hause und faulenzet oder schläft in der Hängematte. Aber kaum ist die Sonne unter; und der Wind aufgegangen, so erwacht die ganze Stadt. Man wimmelt es in den Straßen von Käusern und Verkäufern; da wird geschwätzt, geschrien, gelacht, getanzet, gelustwandelt; indeß bei aller Lebhaftigkeit macht Niemand sich zu viel Bewegung. Bequemlichkeit bei Geschäften und Vergnügungen bleibt in dem heißen Panama ein für allemal die Hauptsache. — Mir, dem Fremdling, bringen hier leider auch die Nächte mannigfache Qual. Von kriechendem und steigendem Ungeziefer, von Moskito's und Skorpionen, dergleichen ich öfters in meiner Schlafkammer an der Wand kriechen sehe, will ich gar nicht reden. Die größte Plage ist, daß die Leute ihren abergläubischen Gottesdienst — Götzendienst wär es eher zu nennen — in der Nacht auf offener Straße mit einem

entsegligen Lärm begehen und mir in der Woche keine drei Nächte Schlaf gönnen. Da zieht eine fromme, graue oder weiße Kuttenbrüderschaft, in langer Prozession, zahlreiches Volk voraus und hinterher, an meinem Fenster vorüber; ein prächtiges, von Gold, Silber und Juwelen starrendes Bild der heiligen Mutter Gottes wird unter einem Baldachin dahergetragen, und dazu singen sie Hymnen und Litaneien; von Zeit zu Zeit aber machen sie Halt und erheben im Chor, ich weiß nicht, ob einen Freuden- oder einen Wehgesang, der ganz darauf berechnet scheint, mein Ohr zu zerreißen. Auf die erste Prozession folgt wohl eine zweite, eine dritte; so geht das stundenlang fort. Während des Stillhaltens werden von den Gläubigen fromme Gaben eingesammelt; davon bekommt die Mutter Gottes ein neues Kleid. Und diese Kummereien, die den christlichen Glauben schänden, scheinen hier den liebsten und fast einzigen Zeitvertreib des Volkes auszumachen; die Leute reden und denken den ganzen Tag von nichts Anderem, es ist ihre Augenlust, ihr Theater, ihre Oper. Letzte Nacht wurde der Judas Ischarioth herumgetragen und nach gehöriger Züchtigung erst gehangen und dann verbrannt. Schwärende Reger und eine Legion freischwender Kinder umstanden den Scheiterhaufen und jauchzten und jubelten nicht wenig, den Verräther im „höllischen Feuer“ braten zu sehen.“

Zum Schlusse sey noch bemerkt, daß Campbell's Reise von Panama über Chagres, Jamaika und die Dänische Insel St. Thomas ohne weiteren Aufenthalt heim nach England ging.

England.

Walter Scott im häuslichen Kreise.

Aus den von Scott's Schwiegersohne Lockhart herausgegebenen Memoiren erfahren wir an vielen Stellen, daß Scott als Gatte, Vater und Freund während der größten Zeit seines Lebens einer der glücklichsten Menschen gewesen ist. Es herrschte namentlich zwischen ihm und den Seingigen das innigste und traulichste Verhältnis, und der Verkehr unter ihnen war so herzlich, weil, um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, die heiterste Ehrerbietung der Glieder dieses schönen Familienkreises unter einander obwaltete. Wir geben zur Probe eine Stelle aus Lockhart's Schilderungen des Scott'schen Lebens im Jahre 1821. Der gefeierte Mann stand damals auf der Höhe seines Ruhmes, ganz England und Schottland liebten und ehrten ihn mit einer fast beispiellosen Uebereinstimmung, er selbst lebte und wirkte in den blühenden Gärten seines Abbotsford, baute und schrieb mit gleicher Emsigkeit und war weit davon entfernt, jene Mißgeschicke zu ahnen, welche den Abend eines Lebens umdüstern sollten, das so heiter begonnen hatte.

Nah bei Abbotsford besaß Scott's Schwiegersohn einen kleinen Landsitz, Chieffswood. „Hier“, sagt derselbe, „brachten meine Gattin Sophie und ich den Sommer und Herbst des Jahres 1821 zu, und es begann damit für uns ein Aufenthalt, der bei seiner jedesmaligen Wiederkehr mir diese Monate zu den glücklichsten Zeiten meines Lebens gemacht hat, die ich nie vergessen werde. Wir waren nahe genug bei Abbotsford, um so oft, als wir wünschten, an der glänzenden und bunten Gesellschaft Antheil zu nehmen, welche sich dort versammelte, und waren doch jener Unruhe und geistigen Erschöpfung nicht preisgegeben, in welcher sich bei der täglich ab und zu strömenden Menge von neuen Besuchern die ganze Familie befunden mußte, mit alleiniger Ausnahme Walter Scott's. Und doch war er selbst, um die Wahrheit zu sagen, nicht immer unempfindlich gegen die Störungen, welche die Gewohnheit, ein offenes Haus und eine offene Tafel zu halten, mit sich brachte. Denn sogar seine geistige Frische unterlag mitunter den feierlichen Lobreden gelehrter Schwermücker Edeldamen, der blutjagenden Eilfertigkeit, mit welcher Reisende ohne Erziehung und Bildung Frage auf Frage an ihn richteten, und der vornehmen Ziererei und Herablassung einzelner Magnaten. War nun das Haus in solcher Weise gefüllt, so pflegte er wohl dann und wann merken zu lassen, daß er in irgend einem entlegenen Theile seiner Besitzungen ein nothwendiges Geschäft zu besorgen habe, entschuldigte sich bei den Gästen, wenn er sich früher zurückzog, und pflegte dann in dem engen Thale, in welchem Abbotsford und Chieffswood lagen, noch früher zu erscheinen, als seine Bewohner munter waren. Hörten wir dann unter unseren Fenstern den Hufschlag der uns wohlbekannten Sibylle und das Bellen seiner treuen Begleiter, Rustard und Spice, so wie seinen eigenen fröhlichen „guten Morgen“, so war dies das Zeichen, daß er sich von seinen Ketten frei gemacht habe und diesen Tag nach eigenem Behagen zu verleben entschlossen sey. Wenn wir herantreten kamen, so fanden wir ihn immer schon mitten unter seinen und unseren Hunden unter einer großen Esche, welche das Ufer zwischen dem Landhause und dem Bache zur Hälfte beschattete, die Waidmanns-Art in der Hand und mit den Fingern ihre Schärfe prüfend und aufmerksam die Vorlesung des alten Tom Purdie über die Anpflanzungen anhörnd, welche jetzt gerade gemacht werden mußten. Nach dem Frühstück nahm er von einem Ankleidezimmer im oberen Stock Besitz, schrieb hier ein Kapitel im „Pirat“ (mit dem er in diesem Jahre gerade beschäftigt war), und nachdem dies beendigt, wohl eingepackt und an Herrn Ballantyne abgeschickt war, so machte er sich auf den

Beg, um Tom Purdie und die Arbeiter zu besuchen, die er dann in voller Arbeit fand, wobei er wohl selbst mit Hand anlegte und tüchtig mithalf, bis es ihm an der Zeit zu seyn schien, entweder nach Abbotsford zu seinen Gästen zurückzukehren oder es sich an dem bescheidenen Tische unseres Landhauses gefallen zu lassen. Waren seiner Gäste wenig und waren es umgängliche Leute, so ließ er sie wohl zu uns herüberkommen und versammelte in Chieffswood gegen Abend um sich einen geselligen Kreis, wo er dann die Liebenswürdigkeit selbst war und seine Kinder auf das Anmuthigste in allen Geschäften ihres kleinen, engen Haushaltes unterstützte. Er verstand es ganz besonders gut, alle Mängel einer durch den Raum beschränkten Wohnung zu beseitigen und auszugleichen; er half überall, setzte den Wein ins Wasser und nöthigte bei schönem Wetter, wo er es sehr liebte, im Freien vor der Thür zu speisen, auf die natürlichste und leichteste Art die jungen Männer, den Damen aufzuwarten, so daß man auch den Mangel einer zahlreichen Bedienung nicht bemerkte. Unser Freund Rose pflegte ihn dann zu ergötzen, wenn er die ganze Scene mit dem Schluß-Akte eines jener kleinen Französischen Dramen verglich, wo Monsieur le Comte und Madame la Comtesse sich es im Freien auf einer Bauernhochzeit wohlschmecken lassen; aber eigentlich war es nur eine Wiederholung des früheren Lebens, welches unser Monsieur le Comte in seiner anmuthigen Häuslichkeit zu Laßwade geführt hatte.

Wenn die Umstände es gestatteten, so brachte Scott wenigstens einen Abend in der Woche in unserem kleinen Landhause zu; eben so oft war er im Fergusonschen Hause, wohin er mit derselben Freiheit wie in das Haus seiner Tochter einen jeden Besuch mitbringen konnte, den er nur immer wollte. Denn die drei Familien waren nicht zufrieden, wenn sie sich in jeder Woche nicht in Abbotsford, in Chieffswood und in Huntly Burn (der Fergusonschen Wohnung) gesehen hatten, und sollte der Kreis ganz vollständig seyn, so durfte auch William Laidlaw, Scott's treuer Gehülfe bei seine literarischen Arbeiten, nicht fehlen. Der Tod hat jetzt seine mächtige Hand auf diesen schönen Familien- und Freundeskreis gelegt — wir waren so glücklich, als man es nur immer seyn kann. Glänzende Augen haben sich zu ewiger Nacht geschlossen, fröhliche Stimmen sind für immer verstummt und schweben wie Geister um mich, indem ich diese Worte schreibe. Nur Drei leben noch aus diesem Kreise, alle Uebrige sind dahin. Und seitdem ich den letzten dieser Hände beendigt habe, ist auch sie, die nächst Walter Scott die schönste Zierde und Freude dieses still vergnügten Familienkreises war, sie, deren Liebe ich auch Scott's Liebe zu mir danke, seine älteste Tochter, die von allen seinen Kindern ihm an Geist und Charakter am meisten gleich und die ihm in allen diesen Stücken so ähnlich war, wie nur immer ein liebliches und geistvolles weibliches Wesen es einem großen Manne, der in jeder Noth und Verlegenheit des thätigen Lebens Rath und Hülfe weiß, seyn kann — auch sie ist nicht mehr unter den Lebenden. Und in derselben Stunde, wo wir sie zur Erde bestatteten, verschied auch ihre theuerste Freundin, Margarethe Ferguson, die letzte von den weiblichen Theilnehmerinnen unseres Familienglückes.

Aber genug hiervon — ich habe schon mehr gesagt, als ich sagen wollte.“

Mannigfaltiges.

— Historische Schriften aus Belgien. Herr Altmeyer, ein Deutscher, der als Professor der Geschichte bei der freien Universität in Brüssel angestellt ist, hat bald nach einander drei historische Arbeiten erscheinen lassen, die ein rühmliches Zeugniß geben sowohl von seinem Fleiße, als von seinem Bestreben, die Resultate der Deutschen Wissenschaft auch da nutzbar zu machen, wohin bisher nur selten einmal ein Strahl derselben gedrungen ist. Es bestehen diese Schriften 1) in einer „Geschichte der Deutschen Hanse in ihren Beziehungen zu Belgien“^{*)}, worin der Verfasser (auf 52 Seiten) eine gedrängte, nach Belgischen Urkunden bearbeitete Darstellung dieser Beziehungen giebt; 2) in einer „Einleitung zu einem philosophischen Studium der Geschichte der Menschheit“^{**)}, die, obwohl auf Herder's Ideen basiert, doch etwas zu sehr den Stempel der modernen Französischen „Humanitarier“ trägt, und endlich 3) in einem „Abriss der alten Geschichte“^{***)}, den der Verfasser zur Benutzung beim Unterricht in den Schulen seines neuen Vaterlandes ausgearbeitet hat. Die Belgischen Schulen werden jedoch meistens nach ganz andern Prinzipien geleitet, als die freie Universität, bei der Herr Altmeyer angestellt und die das Werk des Brüsseler, von keinem klerokratischen Einfluß beherrschten Stadtrathes ist. Seine historischen Arbeiten, in denen Herr Altmeyer Deutsche Gründlichkeit mit neufranzösischen Ideen zu verbinden sucht, möchte daher auch in Belgien, wie eine Stimme in der Wüste, verhallen. Doch bleibt es immer interessant, aus dem Lande, das fast nur Fremdes nachdruckt, auch einmal eine eigene Production zu erhalten, die nicht jenen einseitigen mittelalterlichen Charakter trägt, durch den jetzt die historischen und Schul-Schriften Belgiens von allen ähnlichen Erscheinungen des gebildeten Europa's sich unterscheiden.

*) Histoire de la Hanse teutonique dans ses relations avec la Belgique.

***) Introduction à l'étude philosophique de l'histoire de l'humanité.

***) Précis de l'histoire ancienne.